

Paula Daly
HERZGIFT

Paula Daly

HERZGIFT

Thriller

Aus dem Englischen
von Eva Bonné

MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Keep Your Friends Close« bei Bantam Press, an imprint of Transworld Publishers, London.

Der Manhattan Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Manhattan Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2014

by Paula Daly

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher

Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlagkonzeption und Gestaltung: Buxdesign/München

unter Verwendung eines Motivs von © Paddy Boyle/Arcangel

Redaktion: Eva Wagner

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-54736-4

www.manhattan-verlag.de

Für meine Schwester Debbie

»Ich habe dummerweise geglaubt, *Trautes Heim*
wäre untertitelt mit *Glück allein*.«

Anna Quindlen

Sieben Monate zuvor

Und, worüber haben Sie sich in dieser Woche Gedanken gemacht?«, fragt sie.

»Abgesehen vom Üblichen?«

Sie legt den Kopf schief, sieht ihn leicht vorwurfsvoll an und wartet auf eine bessere Antwort.

»Den Tod«, sagt er. »Ich habe über den Tod nachgedacht.«

»Über das Sterben?«

»Nein, nicht direkt... aber wäre es nicht fantastisch, wenn man über den genauen Zeitpunkt selbst entscheiden könnte?«

Sie wirkt verwirrt. »Können wir das denn nicht?«

»Ich spreche nicht von Selbstmord.«

»Sie wollen nicht sterben?«

»Natürlich nicht.«

Er liegt auf der Couch ausgestreckt. Von ihrem Platz aus erkennt sie seinen leichten Bauchansatz, und eine Ziehharmonika aus Stofffalten in seinem Schritt. Er dreht den Kopf in ihre Richtung und sieht sie flüchtig an.

»Olivia, meine Jüngste, hat mich gefragt, was ich tun würde, wenn ich drei Wünsche frei hätte«, sagt er, »und das hat mich ins Grübeln gebracht. Das Einzige, was uns wirklich Angst macht und uns alle verbindet, ist die Angst vor dem Tod. Wäre es nicht schön, wenn man die Unbekannte einfach aus der Gleichung herausnehmen könnte? Dann würde man beruhigt durchs Leben gehen und wissen, alles ist in Ordnung... weil man weiß, dass man erst in, sagen wir, dreißig Jahren sterben muss.«

»Würden Sie Ihr Leben ändern?«

»Vielleicht. Wahrscheinlich. Ganz bestimmt. Sie nicht?«

»Wir sind nicht hier, um über mich zu reden«, sagt sie.

Er muss lächeln. *Touché*.

Sie schlägt ihre Beine übereinander.

Ihr Rock rutscht ein bisschen höher, und für den Bruchteil einer Sekunde meint sie, die Gier in seinem Gesicht zu sehen. Sie tut so, als hätte sie nichts bemerkt.

»Was macht die Arbeit, Cameron?«, fragt sie beiläufig.

»Ich möchte nicht über meine Arbeit sprechen.«

»Aus einem bestimmten Grund?«

»Der Monat ist nicht so gut gelaufen, und ich... verdammt, ich habe einfach keine Lust auf das Thema, nicht heute, wo ich...« Seine Stimme bricht ab.

Sie baut ihm eine Brücke. »Ärger mit den Angestellten?«

Er setzt sich auf, schwingt die Beine über die Kante der Couch, stützt die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn auf die geballten Fäuste. Von einer Sekunde auf die andere wirkt er gereizt. Es hat nur einen Herzschlag gedauert, und schon durchbricht die angestaute Energie die Oberfläche. Sie hat einen wunden Punkt berührt, aber er ist schon wieder dabei, sich hinter seiner Rüstung zu verschanzen. Die Rüstung, die ihn schützt und deretwegen er angeblich herkommt; er will sie endlich ablegen und *fühlen*. Er will richtig lieben.

Wenigstens glaubt er das.

Aber eigentlich passiert etwas ganz anderes.

Sie spielt mit ihm. Der arme Tropf. Sie stellt ihm unerträgliche Fragen. Sie quält ihn, bis er es nicht mehr aushält, und dann tröstet sie ihn. Sie tröstet ihn, wie nur sie es vermag. Später, wenn er sich bedanken will, winkt sie lächelnd ab und sagt, dafür sei sie da. Sie beweist ihm ständig aufs Neue, dass er auf

dieser langen, beschwerlichen Reise zu sich selbst auf ihre Hilfe angewiesen ist.

»Erzählen Sie mir mehr von Serena«, sagt sie. Ihr Timing ist wie immer vorbildlich.

»Alles beim Alten.«

»Haben Sie es mit den Techniken probiert, über die wir gesprochen haben? Oder versuchen Sie immer noch, ihre Probleme zu lösen? Haben Sie wirklich *gehört*, was sie Ihnen mitteilen will?«

»Es ist nicht einfach.«

»Ja, das kann dauern«, pflichtet sie ihm bei.

»Serena ist immer so mit den Kindern beschäftigt, dass sie kaum etwas wahrnimmt. Wenn ich sie berühre, zuckt sie zusammen.«

»Glauben Sie, sie findet Sie abstoßend?«

»Nein«, sagt er bestimmt, als käme das nicht in Frage. »Es ist einfach nur so, dass sie in ihrem Tagesablauf keinen Platz mehr für mich hat. Ich bin nur ein weiteres Problem auf ihrer Liste. Ständig rennt sie den Kindern hinterher. In die Kinder steckt sie all ihre Energie.« Er hält inne, reibt sich über das Gesicht. »Na ja, in die Kinder und ins Haus.« Müde seufzend fügt er hinzu: »Ich weiß einfach nicht, wie ich sie glücklich machen soll.«

»Haben Sie ihr vorgeschlagen, eine Haushaltshilfe einzustellen?«

»Das möchte sie nicht. Sie sagt, niemand könne die Arbeit so gut erledigen wie sie.« Kurz muss er über sein Unglück lachen. »Jedenfalls will sie keine Hilfe. Ich weiß nicht, was ich noch tun soll.«

Sie lässt den Stift sinken und beugt sich vor. »Aber das bedeutet, dass sie Ihnen nichts mehr zu geben hat.«

Traurig zuckt er mit den Schultern.

»Wie fühlen Sie sich dabei?«, fragt sie.

»Überflüssig«, antwortet er. »Nutzlos.«

Sie spricht mit sanfter, gedämpfter Stimme, die bei Bedarf auch ein wenig gurrend klingen kann. »Sie wissen aber, dass Sie weder das eine noch das andere sind? Ich meine, das ist doch logisch. Ein so erfolgreicher Mann wie Sie kann unmöglich überflüssig oder nutzlos sein. Das ist schlicht unmöglich.«

Er schlägt die Augen nieder. An einem Tag wie heute kann er das Kompliment unmöglich annehmen. »Ich habe versucht, sie zu lieben«, sagt er mit erstickter Stimme.

»Ich weiß.«

»Ich habe es wirklich versucht«, wiederholt er, und seine Augen füllen sich mit Tränen.

»Ich weiß, Cameron. Aber sie lässt es einfach nicht zu.«

Sie erhebt sich, geht auf ihn zu und nestelt am oberen Knopf ihrer Bluse. Er schließt die Augen, atmet aus. Er atmet aus und versucht, seine Gesichtsmuskeln zu entspannen, seine Schultern, die Fäuste. Als er die Augen wieder öffnet, steht sie direkt vor ihm.

Er sieht ihr ins Gesicht. »Wäre es an der Zeit, sie loszulassen?«, fragt er.

»Du hast alles getan, was du für sie tun konntest.«

Sie ergreift seine Hand und führt sie sanft und bestimmt unter ihren Rock. Schiebt sie an der Innenseite ihrer Schenkel aufwärts.

Leben Sie immer in der Gegenwart?
Ich auch nicht.

Ich versuche es. Ehrlich. Im Laufe des Tages halte ich immer wieder inne und sage mir: *Das ist es.* Dieser Moment ist *alles, was du hast.* Genieße ihn. Spür ihn. Umarme die Gegenwart.

So kommt es, dass ich jetzt in diesem Augenblick in die Aufgabe vertieft bin, Sprühbräune von den Duschfliesen zu kratzen. Das Badezimmer wurde erst kürzlich saniert – edle Wandfliesen aus Marmor, Doppelwaschbecken aus Acrylstein –, aber offenbar war einer unserer Hotelgäste der Meinung, die Duschkabine würde sich wunderbar für die Aufbringung einer Sprühbräune à la St. Tropez eignen.

Dass die Frau unsere neuen cremeweißen Badetücher von Ralph Lauren benutzt hat, um sich die Haare in einem dunklen Mahagonirot zu färben, beschließe ich zu ignorieren. Meine Aufmerksamkeit ist jetzt auf die Frage gerichtet, wie sie wohl im unbehandelten Naturzustand aussähe und ob das Hühnchen bis zum Abendessen auftauen wird, wenn ich jetzt schnell nach Hause fahre und es aus dem Gefrierschrank nehme.

Ich schiebe die ruinierten Badetücher zu einem Haufen zusammen und gieße Chlorbleiche auf eine Zahnbürste. Es macht große Mühe, den Selbstbräuner aus den Fugen zu entfernen, doch mit Bleiche lässt sich praktisch alles reinigen; so mache ich mich ans Werk, immer bemüht, die Hose meiner Arbeitsuniform nicht zu bekleckern. Gleichzeitig muss ich mich fragen,

was ich hier eigentlich tue. Schließlich beschäftigen wir eine ganze Armee von Angestellten.

Doch die legen keinen Wert auf Details. Man kann sich den Mund fusselig reden, sie werden dennoch keinen Handgriff zu viel tun. Ihnen ist es egal, ob es hier besonders schön ist oder nicht.

Und nur deswegen kehren unsere Gäste immer wieder zurück: weil die Lakeshore Lodge tatsächlich etwas ganz Besonderes ist.

Falls Sie schon einmal bei uns zu Gast waren, werden Sie bei Ihrer Ankunft persönlich begrüßt, entweder von mir, meinem Mann Sean oder unserem Geschäftsführer. Wir werden uns nach Ihrer Familie erkundigen, und ob Sie eine gute Reise nach Windermere hatten. Auf Ihrem Zimmer wartet eine kleine Flasche Rosé-Champagner neben einer Schachtel mit sechs handgemachten Pralinen und einem einzeln verpackten Sticky Toffee Pudding, einer Spezialität aus Cartmel. Und eine handgeschriebene Karte: »Wie schön, Sie wieder bei uns begrüßen zu dürfen!«

Wir legen großen Wert auf Kleinigkeiten. Wir geben alles, um unseren Gästen das Gefühl zu vermitteln, wirklich willkommen zu sein. Nur aus diesem Grund sind wir fast immer zu neunzig Prozent ausgebucht, sogar in der Nebensaison. Selbst im November, wenn es dreißig Tage und Nächte am Stück regnet und die schmutzig grauen Wolken so tief hängen, dass man meint, die Hand hineinsticken zu können.

Ein Klopfen an der Badezimmertür. Ich lasse die Zahnbürste sinken und drehe mich um.

»Mrs Wainwright, es tut mir leid, Sie zu stören, aber da gibt es ein Problem in der Junior Suite.«

Libby ist eine unserer Hausdamen. Sie arbeitet seit drei Jahren hier und ist meine beste Reinigungskraft.

»Was denn?«

»Die indische Familie, die gestern Abend angekommen ist ...
die haben in ihrem Zimmer Curry aufgewärmt.«

Ich verdrehe die Augen. Es ist keine Katastrophe, kommt aber regelmäßig vor. »Reißen Sie einfach die Fenster auf, Libby, und lüften Sie gut durch. Die nächsten Gäste kommen erst heute Abend nach acht Uhr an, bis dahin haben Sie noch jede Menge Zeit, gründlich sauberzumachen.«

Libby blinzelt mich an und runzelt gleichzeitig die Stirn. Das tut sie nur, wenn sie mir etwas sagen muss, über das ich mich furchtbar aufregen werde.

»Was denn?«, frage ich streng. »Hatten sie zusätzliche Übernachtungsgäste dabei?« Nicht, dass ich hier irgendwelche Klischees bedienen möchte, aber nicht gerade selten gibt es plötzlich zusätzliche Kinder, Babys ... oder eine Großmutter, die unangemeldet aufs Zimmer geschmuggelt wird.

Libby tritt von einem Fuß auf den anderen. »Sie haben den Wasserkocher benutzt.«

»Um das Curry aufzuwärmen?«

Sie nickt. »Ich fürchte, das Ding ist irgendwie ... kaputt.«

»Um Gottes willen.«

Ich lege die Zahnbürste auf den Beckenrand, knete mir den Nacken und schlucke die Tirade hinunter, die schon auf dem Weg ins Freie war. Ich spüre eine Migräne aufziehen. Sie lauert in meinem Hinterkopf; wenn ich jetzt nicht aufpasse und die Fassung verliere, wird sie angreifen und sich als stechender Schmerz hinter den Augen bemerkbar machen, und dann kann ich den Rest des Tages abschreiben.

»Tja, das hatten wir noch nie«, sage ich leise, aber Libby kennt mich. Sie weicht meinem Blick immer noch aus.

Denn in Momenten wie diesen kann ich unberechenbar sein.

Manchmal überbringt Libby mir die schlimmsten Nachrichten – Überschwemmung in der Waschküche, zwei Zimmermädchen krank, eine *Ratte* –, ohne dass ich eine Miene verziehe. Ich löse das Problem schnell und diskret, und der Tag kann weitergehen. Aber manchmal raste ich aus, nur weil ich Staub auf der Fußbodenleiste oder einen einzelnen Fingerabdruck auf dem Spiegel entdeckt habe.

Ich bin kein einfacher Mensch und leicht reizbar. Ich habe es sogar schon mit Meditation versucht, um meine Launen unter Kontrolle zu halten. Sean behauptet, es sei schon merklich besser geworden, aber ich bin mir, ehrlich gesagt, nicht sicher, ob das Ganze etwas bringt.

»Was soll ich jetzt tun?«, fragt Libby.

»Zeigen Sie Sean den Wasserkocher. Sagen Sie ihm, er soll einen neuen aus dem Lager holen und bei der Gelegenheit gleich mal überprüfen, wie viele wir noch haben. Möglicherweise muss er Nachschub bestellen. Er soll online nachsehen, da ist es vielleicht günstiger. Diese Glasdinger waren absurd teuer, besser, er sieht sich nach Edelstahl um.«

»Okay.«

Sie will gehen, aber ich rufe sie zurück.

»Libby? Ich habe es mir anders überlegt. Wir bleiben bei Glas, das wirkt einfach edler.«

Libby verzieht keine Miene. Sie wartet ab, ob ich meine Meinung ein zweites Mal ändere.

»Sind Sie sicher?«, fragt sie vorsichtig.

»Ja.«

Erst als ich die Zahnbürste abgespült und erneut mit Bleiche übergossen habe, fällt mir ein, dass Sean heute Morgen gar keine Zeit hat. Seine Mutter ist zu Besuch.

Seans Mutter Penny kommt jeden Donnerstagnachmittag vorbei, um ihn für ein paar Stunden zu besuchen. Manchmal führt er sie aus. Dann machen sie einen Ausflug zum Sharrow Bay Hotel in Ullswater, oder sie kehren in der Storrs Hall am Ende der Straße zum Tee ein. Egal wo, Hauptsache nicht in der Lakeshore Lodge, wo Sean ständig gestört werden würde. Und seine Mutter nimmt seine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch. Normalerweise kehren sie gegen vier Uhr nachmittags von ihrem Ausflug zurück, pünktlich zum Schulschluss der Mädchen. Jetzt, wo die Abende dank der Sommerzeit länger werden, bleibt Penny oft zum Abendessen. In den Wintermonaten bricht sie früher auf, um vor Einbruch der Dunkelheit wieder in Crook zu sein.

Heute ist der erste Mittwoch im Mai, eigentlich nicht Pennys Besuchstag, aber ab morgen wird sie zusammen mit ihrem Fotoclub für ein paar Tage nach Nizza verreisen.

Um kurz vor fünf stürze ich zur Haustür herein, beladen mit Hähnchenbrust, einer Tüte Mörcheln (die ich unserem Koch abgeschwatzt habe), einer Flasche Marsala und zwei Mappen mit Teppichmustern, in die ich noch vor sechs Uhr einen Blick werfen muss, weil dann der Bodenleger anruft, um meine Entscheidung zu hören. Der Teppichboden im Wintergarten des Hotels ist stark abgenutzt, besonders im Eingangsbereich. Eigentlich hätte ich mich schon letzte Woche für ein Muster entscheiden sollen, aber dann rauschten die Tage nur so vorbei.

»Natty!«, ruft Penny und erhebt sich aus dem Ohrensessel, als ich ins Wohnzimmer trete. »Du siehst ja völlig fertig aus! Sean, mach deiner armen Frau einen Tee, bevor sie vor lauter Erschöpfung zusammenbricht!«

Ich küsse Penny auf die Wange. »Die Reise ist dir wohl gut

bekommen«, sage ich und gebe Sean zu verstehen, dass ich keinen Tee brauche.

Penny ist gerade erst von einem Besuch bei Seans Schwester in Fremantle zurück. Ihre Haut ist ledrig und tiefbraun. Zeit ihres Lebens war Penny zu viel in der Sonne, und dazu ist sie klapperdürr. Kennen Sie diese TV-Sketche, wenn einem Skelett eine Perücke aufgesetzt wird und es irgendwie lustig aussieht? Das ist Seans Mutter.

»Geht es Lucys Kindern gut?«, frage ich und streife meine Schuhe ab. Das Telefon im Flur fängt zu klingeln an. Sean verlässt das Wohnzimmer.

»Ganz wunderbar«, antwortet Penny. »Es ist eine Freude, sie mit den Kleinen zu erleben. Weißt du, Natty, sie nimmt sich eben die Zeit dafür. Das ändert natürlich alles. Da hat man ein ganz anderes Leben. Sie überlegen, ein drittes zu bekommen, jetzt, da Robert befördert wurde.«

»Noch ein Baby«, sage ich, »das wäre ja wundervoll. Hoffen sie diesmal auf ein Mädchen?«

Penny winkt ab. »Ach, das ist ihr doch egal. Sie liebt es, Mutter zu sein. Ich habe mich allerdings gefragt, ob sie für ein Baby nicht doch ein bisschen zu alt ist. Aber sie hat mir versichert, vierzig sei heutzutage kein Alter mehr.«

»Immer mehr Frauen bekommen mit vierzig ein Kind«, sage ich.

»Sie hat nicht erlaubt, dass ich im Haushalt auch nur einen Finger krumm mache, Natty. Ich frage mich wirklich, woher diese Frau ihre Energie nimmt. Alfie hält sie immer noch die halbe Nacht hindurch wach.«

»Wie schön, dass du dich ausruhen und die Kinder genießen konntest.«

»Alfie wird *selbstverständlich* noch gestillt, da kann ich ihr

kaum Arbeit abnehmen, und Will ist so ein lieber Junge. Ich kann nicht glauben, dass er schon fünf ist. Wo sind nur all die Jahre hin? Ich weiß es nicht.«

Diese Unterhaltung hat einen Subtext. Genau genommen hat jede Unterhaltung mit Penny einen Subtext, aber an dieser Stelle möchte ich ausdrücklich darauf hinweisen.

Ich wurde versehentlich schwanger. Ich war achtzehn Jahre alt und hatte gerade angefangen zu studieren. Oder besser gesagt, hatte Sean gerade angefangen zu studieren. Wir brachen beide unsere Ausbildung ab und kehrten gemeinsam in unsere Heimatstadt Windermere zurück. Sean wollte eigentlich Rechtsanwalt werden und ich Röntgenassistentin.

Das war eine schwierige Zeit damals. In Pennys Augen hatte ich die Zukunft ihres Sohnes ruiniert. »Neunzehn ist viel zu jung, um ein Kind zu bekommen. Was werdet ihr als Eltern zu bieten haben, wenn ihr selbst fast noch Kinder seid?«

So drückte sie es aus, und schon damals schwang ein Subtext mit: Da hatte sie Gott weiß wie viel für Seans Ausbildung an der Sedbergh School ausgegeben, und nun warf er alles hin, für ein dummes Mädchen, mit dem er schon vor Jahren hätte Schluss machen sollen.

Fairerweise muss ich sagen, dass sich Pennys harte Haltung änderte, sobald Alice auf der Welt war. Sie entpuppte sich als liebevolle Großmutter, auch wenn sie nie aufhörte, uns unseren Leichtsinn vorzuwerfen. Doch ich gewöhnte mich daran, aus einem ganz einfachen Grund: Ich hatte keine Mutter mehr, die mich unterstützt hätte. Ich war auf Penny angewiesen.

»Lucy will jetzt zufüttern«, erklärt sie. »Du solltest mal sehen, wie viel Mühe sie sich gibt, Natty. Sie hat sich ein wunderbares Gerät angeschafft, einen Dampfgarer. So bleiben alle Vitamine im Gemüse erhalten. Das Essen wird püriert oder

durch ein Sieb gestrichen und portionsweise eingefroren, in einer Eiswürfelform ... unglaublich, wie viel Arbeit das macht. Aber wie ich schon sagte, sie nimmt sich die Zeit dafür. Sie kann es sich leisten, alles richtig zu machen.«

Ich lächle müde, denn die Wahrheit ist: Als Alice auf die Welt kam, habe ich dasselbe Theater veranstaltet. Ich wollte unbedingt allen beweisen, dass es *kein Fehler* war, so früh ein Kind zu bekommen, und so setzte ich alles daran, eine perfekte Mutter zu sein. Auch ich habe gedünstet und püriert. Auch ich habe länger gestillt, als ich eigentlich wollte, und auch ich habe mein Baby den ganzen Tag herumgetragen, weil ich vom *Continuum Concept* überzeugt war.

Penny weiß das nicht mehr, weil es schon sechzehn Jahre her ist. Ich werde sie aber nicht daran erinnern, denn aus dem Wettbewerb um den Preis für die beste Mutter bin ich ausgestiegen, als das erste Kind meiner Schwägerin den Windeln entwuchs. Egal, was ich sage, in Pennys Augen ist Lucy ohnehin die Gewinnerin, weil sie ihr Leben emotional und finanziell geordnet hat, *bevor* sie Mutter wurde. So machen es verantwortungsbewusste Menschen.

In den letzten Jahren musste ich mich manchmal selbst daran erinnern, dass Lucy eigentlich eine nette Person ist. Eine Person, mit der Sean und ich gut auskommen. Wie kann es sein, dass Eltern ihre Kinder durch diese ewige Vergleicherei dazu bringen, einander zu hassen? Warum erinnern sie ihr eines Kind immer wieder daran, dass ihr anderes es angeblich so viel besser macht?

Sean kommt ins Wohnzimmer zurück. »Das war Eve«, sagt er. Seine Augen blitzen schelmisch, was bedeutet, dass auch er sich die Geschichten über Lucys Pürerkünste anhören musste. Wahrscheinlich hat Penny mir nur die Kurzversion berichtet.

»Sie möchte wissen, ob es okay ist, wenn sie morgen Abend vorbeikommt. Sie hat ein paar Vorträge in Schottland gehalten und ist jetzt auf der Rückreise.«

»Ist das deine amerikanische Freundin?«, geht Penny dazwischen. Sie reckt das Kinn vor. »Diese intelligente junge Frau mit dem anspruchsvollen Job?«

»Ja. Du meine Güte, ich habe sie seit über zwei Jahren nicht gesehen. Hat sie gesagt, seit wann sie im Land ist?«

Sean schüttelt den Kopf.

»Hast du ihr gesagt, dass sie gern vorbeikommen kann?«

»Ich habe ihr gesagt, dass du sie sofort zurückrufst, falls es dir nicht recht ist.«

2

Der Frühling im Lake District unterscheidet sich, was das Wetter betrifft, kaum von den anderen Jahreszeiten. Er ist sehr wechselhaft. An diesem Morgen fällt ein feiner Nieselregen, der die Hügel rund um den Lake Windermere in Dunst hüllt. Ich stehe mit meinem Kaffeebecher am Fenster und schaue hinaus.

Stellen Sie sich vor, Sie müssten alle nur vorstellbaren Grüntöne in einem einzigen, mittelgroßen Rahmen unterbringen. Khaki, Flaschengrün, Salbeigrün, Olivgrün, Limettengrün, Pistaziengrün, blasses Moosgrün. So ähnlich sieht der Blick aus dem Fenster heute aus.

Gestern nach dem Aufstehen war der Himmel klar und blau, nur in den Tälern stand dichter Nebel, der sich südwärts auf den See zuschob wie ein riesiger Gletscher und alles verschlang, was in seinem Weg lag. Morgen werde ich davon nichts mehr sehen, wenn die vorhergesagten schweren Regenfälle eintreffen.

Bowness-on-Windermere ist die lebhafteste Stadt im Lake District. Sie liegt am Ostufer des Sees, und hier befinden sich unser Haus und unser Hotel, die beide jeweils einen guten Kilometer vom Stadtzentrum entfernt liegen. Nah genug für die Hotelgäste, die in den Ort schlendern wollen, und weit genug weg für Sean und mich. Im Sommer kann es hier ganz schön voll werden, denn dann sind die Touristen überall.

Hier bin ich aufgewachsen. Anders als die meisten meiner Altersgenossen, die es gar nicht erwarten konnten, erwachsen

zu werden und fortzuziehen, wollte ich immer bleiben. Lustigerweise sind die meisten, die damals in die große Stadt gegangen sind, wieder zurückgekehrt, sobald sie selbst Eltern wurden. Bowness fühlt sich an wie ein Dorf – jeder kennt jeden, die Kriminalitätsrate ist niedrig, und die Leute lassen einander nicht im Stich –, hat aber so viel zu bieten wie eine kleine Stadt. Normalerweise könnten sich in einem Ort in England von wenigen Tausend Einwohnern kein Kino, kein Sternerestaurant und kein Supermarkt halten, aber die Touristen sorgen dafür, dass wir recht kosmopolitisch leben können, mitten in der Natur und in einer Landschaft von außergewöhnlicher Schönheit.

Ich bin immer noch im Pyjama, spüle den Kaffeebecher von Hand, trage den Müll vors Haus. Die geteerte Einfahrt glänzt feucht, alles riecht frisch und sauber. Ich werfe den schwarzen Müllsack in die Tonne und fahre mit dem Lappen, den ich extra für diesen Zweck mitgebracht habe, über den Tonnendeckel.

Auf dem Rückweg ins Haus bemerke ich, dass der nächtliche Regen Schlamm an die untere Hälfte der Haustür gespritzt hat, also hole ich den Mopp und wische kurz darüber. Und weil ich schon einmal dabei bin, putze ich die Außenleuchte gleich mit und nutze die Gelegenheit, um ein paar Spinnweben aus dem Türrahmen zu entfernen.

Als ich in die Küche zurückkomme, schaut Alice von ihrem Kakao auf. »Wird bei uns jetzt sogar schon die Einfahrt gewischt?«, fragt sie mit leicht sarkastischem Unterton.

Ich beschließe, die Stichelei zu ignorieren.

Im Haus ist es stiller als sonst. Unsere Jüngste, Felicity, ist auf Klassenreise in Frankreich. Zusammen mit dreißig anderen Schulkindern ist sie am Sonntagabend in den Bus gestiegen, um siebenundzwanzig Stunden später in der südlichen Normandie anzukommen. Sie wird erst am Samstag zurück sein.

Ich weiß noch nicht genau, ob Alice in Felicitys Abwesenheit schwieriger ist oder nicht. Sie sind nur zwei Jahre auseinander – Alice ist sechzehn und Felicity vierzehn –, aber die beiden könnten unterschiedlicher nicht sein. Wobei viele Eltern diese Beobachtung machen.

Was mir bewusst ist, ich aber nie ausspreche: Alice kommt ganz nach mir. Auch sie ist beinahe krankhaft ehrgeizig. Wir treiben uns zu Höchstleistungen an – wenn es sein muss, bis zum Zusammenbruch. Wir sind wie Kleinkinder, die zu schnell laufen wollen, sich gegen jede Einmischung wehren und am Schluss vor Erschöpfung schluchzend zusammenbrechen, sodass die Erwachsenen lächelnd sagen: »O je, es ist wohl Zeit für einen Mittagsschlaf.«

Ich werfe einen Blick auf den Wandkalender und entdecke unten rechts im Feld für den Samstag ein kleines Sternchen. Ich hole die Vitamin-B-Tabletten aus der Schublade und schiebe Alice eine hinüber.

Alice trägt einen neuen Overall mit Leopardenmuster. Wenn ich sie darin durchs Haus schleichen sehe, muss ich jedes Mal das Lied vom magischen Mr Mistoffelees summen.

»Was ist das?«, fragt sie und starrt die Tablette an.

»Vitamine. Hilft angeblich gegen PMS.«

Sie funkelt mich böse an. »*Ich* habe keine schlechte Laune«, sagt sie und zieht sich ins Obergeschoss zurück. Wie so oft lässt sie mich sitzen, allein und mit einem vagen Schuldgefühl.

Ich bereite ihr Mittagessen vor. Von gestern Abend ist noch genug Hühnchenbrust für einen schönen Caesar Salad übrig. Ich wasche ein paar Salatblätter und tupfe sie vorsichtig ab, damit sie nicht so schnell in sich zusammenfallen. In Gedanken gehe ich alle Mahlzeiten der Woche durch, bevor ich das Menü für den Abend mit Eve plane.

Rotes Fleisch gab es diese Woche schon zweimal, das fällt also aus. Kohlenhydrate haben wir ebenfalls genug gegessen – Kartoffeln, Reis, knuspriges Baguette. Was bedeutet, dass es heute Pasta geben wird. Andererseits kann ich Eve nach so langer Zeit auf keinen Fall einen Teller Nudeln vorsetzen. Ich möchte etwas Besonderes für sie kochen.

Schließlich lege ich mich auf Lachs in Champagner-Sahne-Sauce fest und breche meine selbst auferlegte Kartoffeln-nur-einmal-pro-Woche-Regel, weil ich den Fisch mit neuen Kartoffeln und grünem Spargel servieren werde. Für Spargel ist es eigentlich noch ein bisschen zu früh. Normalerweise versuche ich, mich auf saisonale Produkte aus der Region zu beschränken, aber neulich habe ich gehört, dass inzwischen selbst die Italiener im Winter Tomaten essen. Ich weiß! Ich konnte es auch kaum glauben.

Ich packe Alices Tanzklamotten zusammen, verstape ihren Lunch in der geblümten Schultasche, überzeuge mich davon, dass ihr Handy voll aufgeladen ist, und dann wische ich noch schnell die Küche, bevor ich duschen gehe.

Sean sitzt im Bett, den Laptop auf den Beinen. »Du bist immer noch nicht aufgestanden?«, frage ich vorwurfsvoll.

»Ich sehe mir Telefone an.«

»Du hast dir gerade erst ein neues Handy gekauft, wozu brauchst du ein zweites?«

»Ich brauche es nicht. Ich schaue nur. Außerdem war ich gestern erst nach elf zu Hause. Ich musste Kontakte pflegen.«

Ich verdrehe die Augen. »Du meinst wohl, dich vor der Arbeit drücken.« Daraufhin muss er lächeln. Ich ziehe mich aus und verschwinde im Bad. Er ruft mir nach.

»Natty?«

»Was denn?«

Ich gehe ins Schlafzimmer zurück. Er lächelt mich immer noch an. Er ist immer noch attraktiv, auf eine jungenhafte Art, und beim Anblick seiner muskulösen, sonnengebräunten Brust geht mein Puls schneller.

Ich weiß, was er denkt. Ich kenne diesen Blick.

Aber ich ignoriere das Ziehen in meinem Unterleib, weil wir spät dran sind. Er klopft neben sich auf die Matratze und sagt: »Komm, Nat, ruh dich kurz aus«, doch ich höre nicht auf ihn. Denn obwohl er es nett meint und ziemlich sexy rüberkommt, ärgere ich mich über ihn. Ich versuche zu lächeln. Ständig geht das so. Ich bemühe mich, mir meine Verärgerung nicht anmerken zu lassen.

Ständig renne ich durchs Haus, als bekäme ich Kilometergeld dafür, während er mit der Fernbedienung in der Hand im Bett oder auf dem Sofa liegt. »Mach mal Pause, Nat, du musst nicht alles auf einmal erledigen... mach mal halblang«, sagt er dann zu mir. Am liebsten würde ich ihm das Staubsaugerrohr vor die Schienbeine knallen, denn wenn *ich* nicht dafür sorge, dass immer alles sauber und ordentlich ist und wir pünktlich und am richtigen Ort sind, mit den richtigen Mitbringseln... ja, wer dann, zum Teufel?

Vor dem Abendessen ziehe ich mir etwas Hübsches an. Es ist nun einmal so: Mit manchen Freundinnen muss man sich mehr Mühe geben als mit anderen, und Eve – tja, Eve ist so eine Freundin.

Ich erinnere mich noch gut an die Zeit nach Felicitys Geburt, wir hatten gerade unser zweites B&B eröffnet und steckten mitten im Umzug. Wir hatten uns von drei auf fünf Gästezimmer vergrößert, und meine Standarduniform in jenen Tagen bestand eigentlich aus Jeans, weißen Turnschuhen und weißem Polo-

shirt; aber weil ich gerade ein Kind zur Welt gebracht hatte, trug ich Leggings. Mein Schwabbelbauch quoll über die Unterhose, meine Brüste sahen aus wie zwei Spiegeleier.

Eve kam überraschend aus den USA zu Besuch und stand unangekündigt vor der Tür: schwarzes Etuikleid, zum Chignon zurückfrisierte Haare. Als ich sie sah, wäre ich beinahe in Tränen ausgebrochen. Sie hat es nicht verstanden, würde es immer noch nicht verstehen. Eve hat noch keine eigenen Kinder und weiß nicht, wie verletzlich eine junge Mutter sich fühlen kann. Ich werfe ihr das gar nicht vor – was man nicht weiß, weiß man eben nicht –, aber seither lege ich, wenn ich eine frischgebackene Mutter besuche, größten Wert darauf, einfach unmöglich auszusehen. Denn es sind kleine Gesten wie diese, die einer Frau durch den Tag helfen.

Als ich in mein schwarzes Kleid geschlüpft und mehr oder weniger fertig bin, rufe ich noch schnell meinen Dad an, um nachzufragen, ob die Frau vom Pflegedienst ihm beim Duschen geholfen hat. Er hat zwei künstliche Kniegelenke bekommen und ist auf Hilfe angewiesen. Nach fünfunddreißig Jahren als selbstständiger Schreiner waren seine Knie kaputt, und er hat beide Seiten gleichzeitig operieren lassen, um schneller wieder auf den Beinen zu sein. Inzwischen frage ich mich jedoch, ob das eine gute Idee war. Seine Genesung zieht sich länger hin als gedacht, und er ist nicht gerade ein pflegeleichter Patient. Anfangs hat er noch über den von mir bestellten Pflegedienst geschimpft, aber mittlerweile habe ich den Eindruck, dass er sich recht bequem eingerichtet hat. Die gut gelaunten Damen kommen regelmäßig vorbei und helfen ihm beim Aufstehen und im Bad, und abends bringen sie ihn sogar ins Bett. Er lässt sich nicht in die Karten schauen, aber ich habe den leisen Verdacht, dass sich zwischen ihm und einer der Damen eine Liebelei anbahnt.

Ich kann nicht länger als eine Minute telefonieren, denn auf einmal klingelt es an der Tür. Im Obergeschoss röhrt sich nichts, also bleibt es an mir hängen, hinzugehen und die Tür aufzumachen. Mein Dad sagt, ihm gehe es prima, er habe sich für heute Abend sogar Besuch eingeladen. Mehr will er nicht verraten, und ich frage nicht nach.

Ich eile die Treppe hinunter, werfe einen letzten Kontrollblick in den Spiegel im Flur und öffne die Tür. Als ich Eve sehe, fange ich zu quieken an.

Ich umarme sie stürmisch und rufe: »Mein Gott, ich habe dich so vermisst!«, und ich meine es ehrlich.

Von all meinen Freundinnen, zu denen ich noch Kontakt habe, kenne ich Eve am längsten. Mein Freundeskreis ist nicht gerade groß; im Laufe der Jahre haben wir uns verändert und auseinandergelebt, und ich habe nie versucht, die Lücken zu stopfen, denn im Hotel bin ich öfter unter Menschen, als mir lieb ist.

Aber Eve sehe ich nur halb so oft, wie ich gern würde, und sobald sie vor mir steht, ist meine innere Uhr wie zurückgestellt, und ich fühle mich seltsam jung.

Es passiert jedes Mal, wenn ich sie sehe, und ich glaube, es liegt an unserer gemeinsamen Vergangenheit. Wir haben zusammen studiert, und in jenem Jahr an der Uni ist viel passiert; es hat uns alle verändert und geprägt und zu den Menschen gemacht, die wir heute sind. Ich habe später auch noch andere Frauen kennengelernt, aber mit keiner war ich so eng befreundet wie mit Eve. An sie wende ich mich, wenn ich wirklich einmal ein Problem habe, und das aus einem ganz bestimmten Grund: Sie verurteilt mich nie. Bei ihr kann ich Dampf ablassen und über Sean schimpfen, wenn er gedankenlos, faul und schwach ist. Eve hört sich das alles an, und wir lachen zusam-

men über die blöden Männer, ohne dass sie Sean jemals wirklich kritisieren würde. Anders als meine anderen Freundinnen würde sie mir nie einreden, mit meiner Ehe könnte grundsätzlich etwas nicht in Ordnung sein. Sie weiß, dass ich letztlich über Banalitäten schimpfe. Sie weiß, dass ich Sean über alles liebe.

Sie schiebt mich von sich und mustert mein Gesicht. »Mein Gott, es ist ja so schön, dich zu sehen!«, sagt sie und zieht mich wieder an sich. Wir bleiben eine Weile so stehen. Wie lange dauert die optimale Umarmung? Vier Sekunden? Fünf? Egal, wir ziehen es in die Länge, und sie flüstert mir ins Ohr: »Du bist schon wieder so dünn, Natty, arbeitest du zu viel?«

»Lass uns bloß nicht davon anfangen«, antworte ich lachend, »du bist gerade erst angekommen!«

Doch sie hat recht. Gestern, als ich die Badezimmerkacheln schrubben musste, habe ich mein Gesicht im Spiegel gesehen und war für eine Sekunde ganz erschrocken. Ich würde mich nicht unbedingt als mager bezeichnen, aber so langsam wirke ich tatsächlich zu abgehärmmt und zu sehnig. Selbst an meinem Dekolleté treten die Rippen deutlich hervor. Mein Lieblingsfach in der Schule war Geologie; gestern musste ich beim Blick in den Spiegel feststellen, dass mein Brustkorb an den Thorax eines fossilen Trilobiten erinnert. Kein schöner Anblick.

»Du hast noch den ganzen Abend Zeit, mich zu analysieren und mir den Kopf geradezurücken«, sage ich und schließe die Tür hinter ihr. »Was möchtest du trinken? Rot oder weiß?«

»Ehrlich gesagt könnte ich etwas Koffein vertragen«, sagt sie, und dann fügt sie lächelnd hinzu: »Ist das da draußen in der Einfahrt etwa *Seans* Maserati?«

Ich nicke und seufze in gespielter Verzweiflung, während sie mir in die Küche folgt. Ich nehme ihr den Mantel ab, stelle mich